

Inhaltsverzeichnis

1	Einleitung	13
2	Theoretischer Rahmen und Forschungsstand	21
2.1	Umweltpsychologischer und Ökogerontologischer Zugang	21
2.2	Psychologie des Wohnens.....	31
2.3	Psychologie des Umzugs.....	50
2.4	Wohnen in Gemeinschaft.....	97
2.5	Umzug in ein gemeinschaftliches Wohnprojekt als ‚Doing Transition‘	125
3	Fragestellung	145
3.1	Ziele der Studie	145
3.2	Hypothesen & Forschungsfragen	148
4	Methode	159
4.1	Studiendesign und Vorgehen	159
4.2	Auswertungsplan und Auswertungsmethoden	162
4.3	Integration von Datenmaterialien.....	169
4.4	Stichprobe	171
4.5	Instrumente	175
4.6	Vorbereitung der Daten.....	192
4.7	Deskriptive Statistiken der (wohn-)psychologischen Untersuchungsvariablen.....	193
5	Ergebnisse	197
5.1	Gesellschaftliche Einbettung: Perspektiven Sesshafter auf (gemeinschaftliches) Wohnen	197
5.2	<i>Doing decision</i> – Motive und Prozesse der Umzugsentscheidung.....	207
5.3	<i>Doing relocation</i> – Erleben und Gestalten des Umzugs	229
5.4	<i>Doing cohousing</i> – Wohnen im gemeinschaftlichen Wohnprojekt.....	282

6	Diskussion	305
6.1	Zusammenfassung und Diskussion der Ergebnisse.....	305
6.2	Methodische Diskussion	324
6.3	Grenzen der Studie.....	326
6.4	Weiterer Forschungsbedarf.....	328
6.5	Praktische Implikationen.....	331
6.6	Fazit	337
7	Literaturverzeichnis.....	339

1 Einleitung

Am Straßenrand stehen zwei Stühle, dazwischen gespannt ein Band, an dem ein Zettel mit der Aufschrift ‚Umzug – bitte freihalten!‘ befestigt ist. Später am Tag parkt ein weißer Kleintransporter umständlich in die Parklücke ein. Auf dem Bürgersteig stehen große Kisten, eine Stehlampe, eine Topfpflanze. Menschen mit festem Schuhwerk hieven die Kisten in das Auto, andere tragen weitere Kisten aus dem Haus. Sie schnaufen und schwitzen. Mit Bedacht werden die Kisten, Säcke und Bretter im Inneren des Transporters gestapelt. Dann schließen sich die Autotüren, die Topfpflanze kommt auf den Beifahrersitz. Und dann? –

So oder so ähnlich wird für viele Menschen in Deutschland schon einmal ein Umzug abgelaufen sein. In den letzten Jahren führte der Weg des Umzugs-wagens jedoch immer seltener in die Einfahrt eines gewöhnlichen Einfamilienhauses oder auf den Parkplatz vor einer Stadtwohnung. Stattdessen kam er häufiger am Stadtrand zwischen modernen Neubauten in bunten Farben und hellem Holz zum Stehen, manchmal auch auf ehemaligen Kasernengeländen oder anderen Konversionsflächen.

– Vor den Häusern warten bekannte Gesichter. Manche von ihnen schleppen eigene Kisten durch den Eingang: Es geht in ein gemeinschaftliches Wohnprojekt!

Was aber genau meint dieses *gemeinschaftliche Wohnen*, zu dessen Beschreibung gerne Bonmots wie „Dorf in der Stadt“ oder „Das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile“ genutzt werden? Wie kommt es dazu, dass sich das eigene Leben an diesen neuen Ort verlagert? Weshalb entscheiden sich häufig gerade Menschen in einer frühen Phase des höheren Erwachsenenalters für einen solchen Schritt? Was verändert sich mit dem Umzug in ein gemeinschaftliches Wohnprojekt? Und handelt es sich hier um einen *gewöhnlichen* Umzug?

Gesellschaftliche Relevanz der Arbeit

Umzüge sind ein alltägliches Thema, mit dem viele – wenn nicht die allermeisten – Menschen im Laufe ihres Lebens in Berührung kommen. In der Frankfurter Allgemeinen Zeitung erhält man gar Tipps für das „Richtig [U]mziehen“ (Sievers 2015: 2): a) vor dem Umzug ausmisten, b) Stress reduzieren, c) richtig packen, d) neue Adresse mitteilen, e) sich Zeit nehmen. Spielfilme wie *Und wenn wir alle zusammenziehen* (Robelin 2011) und Dokumentarfilme wie *When I'm 67* (Heyn 2020) können als Zeichen für ein gesellschaftliches Interesse an gemeinschaftlichen, generationenübergreifenden Wohnprojekten gelten. In Deutschland leben derzeit ca. 1% der über 65-Jährigen in einem ge-

meinschaftlichen Wohnprojekt (Kremer-Preiß 2012). Das Potenzial gemeinschaftlicher Mehrgenerationen-Wohnprojekte wird u.a. in der Versorgung und Integration älterer, aber auch jüngerer Menschen gesehen (Kehl/Then 2013; Scott Hunt 2009). Dabei kann Pflegebedürftigkeit durch diese Wohnform zwar nicht verhindert, wohl aber hinausgezögert bzw. teilweise ambulant aufgefangen werden (Hieber et al. 2005; Schader Stiftung 2012). Trotz der gesellschaftlichen Relevanz dieser Entwicklung und der psychologischen Bedeutsamkeit des Wohnumfeldes (z.B. Oswald et al. 2003) sind die Wege ins gemeinschaftliche Wohnen und ihre individuelle Gestaltung bislang kaum empirisch untersucht (z.B. Choi 2004; Hieber et al. 2005). Daher besteht weiterhin Forschungsbedarf bezüglich des Verlaufs von Umzügen ins gemeinschaftliche Wohnen sowie der persönlichen Bedeutung eines solchen Schrittes. Die vorliegende Studie ermöglicht, diese Entwicklung vorausschauend aufzugreifen und gesellschaftlich nachhaltig zu rahmen.

Wohnen in Deutschland

Doch wie wohnen die Menschen in Deutschland? Eine Betrachtung der *Haushaltstypen* in Deutschland zeigt, dass die Mehrheit der Haushalte (42%) von Alleinlebenden bewohnt wird und damit Einpersonenhaushalte darstellt (Statistisches Bundesamt 2018). Der Anteil von Einpersonenhaushalten stieg in den letzten Jahren kontinuierlich an: Im Jahr 1991 lag dieser noch bei 34% der Haushalte (ebd.). Zweipersonenhaushalte stellen etwa ein Drittel der Haushalte (34%) dar. Haushalte mit mehr als zwei Personen sind hingegen seltener (12% Dreipersonenhaushalte, 9% Vierpersonenhaushalte, 3% Haushalte mit fünf oder mehr Personen). Im Vergleich mit anderen Mitgliedsstaaten der Europäischen Union (EU) weist Deutschland mit 2.05 Personen pro Haushalt die zweitkleinste durchschnittliche *Haushaltsgröße* auf (Eurostat 2011). Mit durchschnittlich < 2 Personen liegt nur die Haushaltsgröße in Dänemark unter dem deutschen Wert. Die größten Haushalte finden sich hingegen in Bulgarien mit durchschnittlich fast drei Haushaltsmitgliedern. Generell liegen osteuropäische und südeuropäische Länder eher über, nordeuropäische und westeuropäische Länder eher unter dem EU-Durchschnitt der Haushaltsgröße von 2.4 Personen. Die Haushaltsgröße lässt sich teilweise durch die mehrgenerationelle Zusammensetzung der Haushalte erklären (ebd.). Während in Deutschland und anderen nord-westeuropäischen Ländern wie z.B. Frankreich, Schweden und den Niederlanden die Anzahl von dreigenerationellen Haushalten unter 1% liegt, rangieren die entsprechenden Zahlen für z.B. Österreich, Italien und Spanien zwischen 1-5% und für z.B. Polen, die Slowakei und Ungarn zwischen 5-10% der Haushalte. In Lettland, Rumänien und Bulgarien bestehen über 10% der Haushalte aus drei oder mehr Generationen.

Zur *Altersstruktur der Haushalte* in Deutschland zeigt sich, dass in etwa einem Drittel (28%) der Haushalte Kinder wohnen (Statistisches Bundesamt

2019). In etwa jedem fünften Haushalt (22%) wohnen ausschließlich Personen im Alter von 65 Jahren oder älter; diese Personen bilden somit einen ‚Seniorenhaushalt‘ (Statistisches Bundesamt 2016a). Hinsichtlich der *Haushaltszusammensetzung* zeigt sich, dass in ca. einem Drittel (28.1%) der Haushalte Personen aus mehr als einer Generation leben (Statistisches Bundesamt 2016b). Die große Mehrheit (26.9%) dieser Mehrgenerationenhaushalte entfällt dabei auf die mittlere Generation (Eltern) mit ihren ledigen Kindern. Ein deutlich geringerer Anteil (0.7%) entfällt auf die mittlere Generation (Eltern) mit ihren Eltern (Großeltern) und auf Haushalte mit drei oder mehr Generationen (0.5%). Ein Vergleich mit Zahlen aus dem Jahr 1995 (ebd.) zeigt eine Reduktion der Anzahl an Mehrgenerationenhaushalten um insgesamt 3% innerhalb der letzten 20 Jahre. Dabei sank die Zahl der Haushalte mit drei oder mehr Generationen um fast die Hälfte (von 0.8% auf 0.5%).

In der baulichen Unterbringung der Haushalte in *Bautypen* zeigt sich, dass in Deutschland ca. 60% der Bevölkerung in Wohnungen und ca. 25% in Einfamilienhäusern wohnen (Eurostat 2015). Im Vergleich mit europäischen Nachbarländern wird deutlich, dass z.B. in Österreich und Polen weniger Personen in Einzelwohnungen und Doppelhäusern, dafür ca. 50% in Einfamilienhäusern wohnen. In Frankreich ist das Verhältnis der Bevölkerungsanteile in Einzelwohnungen, Doppelhäusern und Einfamilienhäusern eher ausgeglichen, in den Niederlanden hingegen wohnt die Mehrheit (ca. 60%) in Doppelhäusern. Hier entfallen zusätzlich ca. 5% der Bevölkerung auf ‚andere‘ Bautypen, wozu auch gemeinschaftliche Wohnprojekte gerechnet werden. In Deutschland entfallen auf ‚andere‘ Bautypen ca. 2.5% der Bevölkerung.

Somit zeichnet sich in Deutschland eine zunehmende Vereinzelung im Wohnen ab (Statistisches Bundesamt 2018). Zusätzlich wird der Wohnraum in den Städten immer knapper, die Mieten steigen insbesondere in Ballungsgebieten deutlich an (Immowelt 2020). Diese Entwicklung führt zu einer Veränderung der Haushaltsstrukturen in Deutschland und auch zu der Frage nach Wohnen mit Zukunft – auch im höheren Alter. Eine Antwort hierauf möchten gemeinschaftliche Wohnprojekte geben (Durrett 2009; Fedrowitz 2010). Doch zunächst: Auf welcher gesellschaftlichen Grundlage basiert das steigende Interesse an gemeinschaftlichem Wohnen?

Gesellschaft im Wandel

In den vergangenen Jahrzehnten ergab sich in Deutschland eine Vielzahl an tiefgreifenden, gesellschaftlichen Veränderungen, die für die vorliegende Arbeit relevant erscheinen. Hierzu zählen z.B. die sinkende Anzahl an Mehrgenerationenhaushalten (Gloger-Tippelt/Walper 2011; Statistisches Bundesamt 2016b) bei gleichzeitigem Anstieg der Lebenserwartung (z.B. Fiedler/Grünheid/Sulak 2017), eine Veränderung traditioneller Familienstrukturen und Rollenbilder (z.B. Maier 2008), sowie eine zunehmende räumliche Mobilität (z.B.

Müggenburg 2016; Pfaff 2012). Dabei stellt der demografische Wandel im Sinne von sinkenden Geburtenraten bei steigender Lebenserwartung – beeinflusst durch Modernisierungsprozesse in hochentwickelten Industriegesellschaften – ein weltweites Phänomen dar (Buchen/Maier 2008). Die Folgen dieser gesellschaftlichen Entwicklungen für das private Leben der Einzelnen wurden bislang jedoch nicht ausreichend reflektiert (Maier 2008). Während der demografische und gesellschaftliche Wandel vielerorts als ‚Schreckgespenst‘ verhandelt wird, kann darin auch das Potenzial gesehen werden, neue Wohn- und Lebensformen für Menschen unterschiedlichen Alters zu entwickeln (Kricheldorf 2008).

Seit Mitte des 20. Jahrhunderts zeichnen sich deutliche Veränderungen in (formalen) sozialen Beziehungen und Lebensentwürfen ab. Während in den vergangenen 70 Jahren unabhängig von der sozialen Schicht die Familienform der ‚Normalfamilie‘ (Maier 2008: 220) in Deutschland überwog, konstatiert Maier (ebd.: 223) inzwischen ‚einen Funktionswandel von Familie‘: Die Wichtigkeit von Verwandtschaftsbeziehungen sinke, gleichzeitig steige die Bedeutung von Freundschaften. Auch Kricheldorf (2008) erkennt eine Veränderung in der Bedeutung von Familie und Verwandtschaft und als Konsequenz dessen eine zunehmende Vereinzelung im Wohnen. Gleichzeitig werden 80% der auf Hilfe und Pflege angewiesenen Personen weiterhin durch Familienmitglieder unterstützt (Kremer-Preiß/Stolarz 2003).

Zu verzeichnen sind außerdem seltenere und später stattfindende Eheschließungen, höhere Scheidungsraten sowie mehr nichteheliche Beziehungen und Personen ohne Partnerschaft und Kinder (Eckhard/Klein 2014). Ergebnis dieser Entwicklung sind pluralisierte Familienformen, die neben der Kernfamilie von Vater, Mutter und Kind(ern) auch unverheiratete, getrenntlebende, gleichgeschlechtliche Eltern und Patchworkfamilien umfassen (Schadler 2016). Somit erweitert sich das bisherige Verständnis von Familie, was sich auch in der Forschung niederschlägt (s. Erfassung von Familiensituation in dieser Arbeit). Gloger-Tippelt und Walper (2011: 115) bemerken zum Wandel familiärer Konstellationen, dass ‚dem einzelnen Angehörigen jeder Generation ein hoher Grad an Gestaltungsfreiheit überlassen, aber auch Entscheidungskompetenz abverlangt‘ wird. Diese Entscheidungsrelevanz spiegelt sich auch in der Beobachtung, dass die Dauer von Beziehungen zunehmend von deren Qualität abhängig gemacht wird (Maier 2008), d.h. qualitativ unzureichende persönliche Beziehungen seltener aufrechterhalten werden. Zu beobachten ist außerdem, dass die Anzahl persönlicher Beziehungen durch soziale und geografische Mobilität zunimmt (ebd.), was zur Betrachtung von persönlichen Beziehungen als ‚Netzwerke‘ mit großer Reichweite und Komplexität führt (Laireiter 2009).

Bezüglich intergenerationeller Beziehungen zeichnen sich angesichts der steigenden Lebenserwartung insbesondere Veränderungen für Großeltern und deren Enkelkinder ab. So besteht eine höhere Wahrscheinlichkeit, selbst eine

Großelternschaft zu erleben und die Anzahl der potenziell gemeinsam verbrachten Jahre steigt (Gloger-Tippelt/Walper 2011). Aufgrund der Pluralisierung von Familienformen kommt zur leiblichen bzw. biologischen Großelternschaft außerdem die *soziale Großelternschaft* (z.B. Stiefgroßelternschaft, Wahlgroßelternschaft) hinzu (Höpflinger 2009a). Während die absolute Anzahl persönlicher Kontakte zunimmt und die demografische Entwicklung die Koexistenz mehrerer Generationen begünstigt, führen höhere Scheidungsraten und internationale Mobilität dazu, dass sich intergenerationelle Kontakte und Unterstützung im Alltag „verdünnen“ (ebd.: 317). Diese Beobachtung steht auch in Verbindung mit einer gering(er)en Anzahl an Mehrgenerationenhaushalten (Gloger-Tippelt/Walper 2011; Statistisches Bundesamt 2016b; s. Abschnitt *Wohnen in Deutschland*). Eine Reduktion der Solidarität zwischen den Generationen aufgrund der geringeren Kontakthäufigkeit zeigt sich empirisch jedoch nicht (Brandt 2009; Höpflinger 2009a). Inwiefern schlagen sich nun diese gesellschaftlichen Veränderungen auch im Wohnen nieder? Und was bedeutet dies für Wohnen im Alter und gemeinschaftliches Wohnen?

Wohnen im Wandel

Gesellschaftliche Veränderungen spiegeln sich auch im Wohnen wider (Hannemann 2014; Wahl/Iwarsson/Oswald 2012). Beispielsweise ermöglicht der rasante technische Fortschritt eigenständiges Wohnen bis ins hohe Alter (Wahl/Iwarsson/Oswald 2012) sowie soziale Interaktion durch Überwinden physischer Hindernisse, z.B. durch das Internet und verstärkte globale Vernetzung (z.B. Andrews/Evans/Wiles 2013; Stokols 1999; Wahl 2001). Außerdem zeichnet sich die Entwicklung neuer Wohnlösungen – auch, aber nicht nur – im höheren Alter ab (Kremer-Preiß 2012; Wahl/Steiner 2014). Zu diesen modernen Entwicklungen im Wohnen zählen z.B. das Betreute Wohnen, Seniorenwohngemeinschaften, sogenannte ‚tiny houses‘ (Shearer 2019) sowie die Nutzung von Ferienhäusern (Oswald/Wahl 2005). Dabei gewinnt auch das gemeinschaftliche, teilweise generationenübergreifende Wohnen in sogenannten ‚Wohnprojekten‘ in Deutschland insbesondere für ältere Menschen und jüngere Familien an Bedeutung (Schader Stiftung 2012; Scott Hunt 2009).

Abgesehen davon waren ältere Menschen in westlichen Gesellschaften noch nie so mobil wie heute und der Trend ist weiter steigend (Wahl 2001; Wahl/Iwarsson/Oswald 2012). Insbesondere die sogenannten ‚Babyboomer‘ werden mit Wohlstand und Welterfahrung assoziiert (Wahl/Iwarsson/Oswald 2012), was zu einem neuen Bild von älteren Menschen und ihren Umwelten beiträgt (Claßen et al. 2014). Diese Entwicklung betrifft nicht nur ältere Menschen, sondern zeigt sich über die moderne Gesellschaft hinweg in hoher räumlicher Mobilität (z.B. Hay 1998). Durch die Globalisierung gewinnt Mobilität einen größeren Stellenwert, woraus auch neue Normen der Umzugshäufigkeit entstehen (Oishi/Talhelm 2012). War früher der Auszug aus dem Elternhaus

in ein mit dem*der Ehepartner*in geteiltes Wohnumfeld womöglich der einzige Umzug im Leben, zeichnen sich heute vielfältige Mobilitätsmuster ab. So entstehen neue Phänomene wie temporäre Umzüge, etwa im Falle von Auslandssemestern (Gaiser 1999), beruflichen Projekten oder Pendelmigration (Baykara-Krumme 2013). Da Distanz zu einem bestimmten Ort ein Nachdenken über die Beziehung zu diesem ermöglicht (Proshansky/Fabian/Kaminoff 1983), können sich auch Veränderungen in der Bedeutung von Orten ergeben. Bollnow (Bollnow 1963/1990: 124f.) sieht in der zunehmenden Mobilität die Gefahr einer potenziellen Entwurzelung des Menschen und betont die Aufgabe der aktiven Herstellung eines Wohn-Ortes:

„Der Mensch wird heimatlos auf der Erde, weil er an keinen Ort mehr besonders gebunden ist. [...] Das ist in der Tat die Gefahr des modernen Menschen. Aber daraus entsteht auch umgekehrt wieder seine Aufgabe. Wenn es wichtig ist, dass der Mensch in seinem Raum wieder eine solche Mitte findet, [...] dann findet er diese Mitte nicht mehr als etwas Gegebenes vor, sondern er muß [sic!] sie erst schaffen und sich von sich aus in ihr begründen [...].“

Vor dem Hintergrund einer globalisierten Welt postulieren andere eine zunehmende Wichtigkeit des Zuhauses sowie der lokalen Zugehörigkeit in der modernen Gesellschaft (Opaschowski 2005). An weiterer Stelle wird hingegen vermutet, dass Heimweh seltener vorkomme, da eine zunehmende Mobilität die Grenze zwischen Zuhause und Fremde verwische (Flade 1987/2006; vgl. Richter/Goller 2009). Tartaglia und Rollero (2010) differenzieren diese Diskussion, indem sie die sinkende Ortsgebundenheit der globalisierten Welt würdigen, gleichzeitig jedoch auf eine nach wie vor starke Ortsabhängigkeit bestimmter Personengruppen (z.B. Ältere, Niedriggebildete) verweisen.

Allerdings beeinflusst eine derzeit zu beobachtende hohe räumliche Mobilität nicht nur die Beziehungen von Menschen zu Orten (Bigonnesse 2017), sondern auch zu anderen Menschen aufgrund erhöhter Diskontinuität (Hay 1998). So nimmt die Zahl an persönlichen Beziehungen durch räumliche wie soziale Mobilität zwar zu (Maier 2008), gleichzeitig stellt die zunehmende räumliche Mobilität auch eine Herausforderung z.B. in Bezug auf die Unterstützung von Familienangehörigen dar (Kricheldorf 2008). Auch wenn physische Nähe nicht länger Voraussetzung für soziale Bindung sein mag (Flade 1987/2006), ist sie es doch weitgehend – zumindest bislang – für alltagspraktische Unterstützung. Unter Beobachtung einer zunehmenden Verstädterung führt Opaschowski (2005: 40f.) diese Entwicklung explizit auf Merkmale des modernen Lebens zurück:

„Bestimmte Entwicklungsmerkmale moderner Gesellschaften, wie z.B. Trennung von Wohn- und Arbeitsstätte, Trennung der Generationen, Entstehung der Kleinfamilie, Kommunikationsarmut am Arbeitsplatz, anonymitätsfördernde Strukturen im Wohnungs- und Städtebau sowie hohe Mobilität fördern Vereinzelung und soziale Ausgliederung.“

Auch Nowossadeck und Mahne (2017) postulieren einen Wandel der Nachbarschaft aufgrund hoher Wohnmobilität, der Trennung von Arbeits- und Wohnort sowie der steigenden Erwerbs-tätigkeit von Frauen. Verliert die unmittelbare Nachbarschaft daher an Wichtigkeit oder bleibt sie von dieser Entwicklung unberührt? Im Immobilien Report (Krückeberg/Putz/Willemeit 2014: 10) des *Zukunftsinstituts Frankfurt* wird dazu eine eindeutige Stellung bezogen:

„Der Großstadtmensch war bisher ein Individualist. Als Gegenreaktion dazu, teilweise aus Furcht vor dem Neuen, teilweise aus dem Wunsch nach einer neuen Form von Familie, sehen wir jetzt eine Verstärkung der Gruppenbildung. Die immer stärker inszenierte Dörflichkeit des Kiezes in der Stadt stellt die Geborgenheit in der Anonymität wieder her, die Patchwork-Kommune repariert das verlorene Familiengefühl der Großstadtbeziehungen. Aus diesen Aspekten entsteht im Immobiliensektor ein neuer Trend zur Gemeinschaftsinvestition – der Trend zur Baugruppe. Anstatt im anonymen Mehrfamilienhaus mit Fremden zu leben, baut man das Haus gemeinsam mit der Wahlfamilie.“

Baugruppen und gemeinschaftlichen Wohnprojekten wird damit die Rolle derer zugewiesen, die „Widersprüchlichkeiten in der postmodernen Gesellschaft aufgreifen und damit gestaltend umgehen“ (Kricheldorf 2008).

Ausgehend von der hier skizzierten Wohnsituation in Deutschland behandelt die vorliegende Arbeit die Wohnform der *gemeinschaftlichen Wohnprojekte*. Im Fokus stehen dabei Personen am Beginn des höheren Erwachsenenalters in diesen Projekten sowie *mehrgenerationelle* Zusammensetzungen der Projektgruppen. Indem diese Arbeit Entscheidungen, Gestaltung und Erleben im Rahmen des Umzugs untersucht und dabei Veränderungen sowie Kontinuitäten in diesem Geschehen aufzeigt, soll ein Beitrag dazu geleistet werden, die Bedeutung von Umzügen in diese Wohnform besser zu verstehen. Die Ergebnisse der vorliegenden Arbeit tragen dazu bei, nutzer*innenorientiertes, bedürfnisgerechtes Wohnen zu stärken, damit dem Wunsch nach gemeinschaftlichem Wohnen von Menschen unterschiedlichen Alters besser begegnet werden kann.

Der *erste* Teil der Arbeit behandelt den theoretischen Hintergrund sowie den empirischen Forschungsstand, der als Grundlage für die weiteren Teile dient. Vor dem Hintergrund umweltpsychologischer, ökogerontologischer und entwicklungspsychologischer Zugänge wird zunächst die Bedeutung von Wohnen und damit auch Umziehen für den Menschen beleuchtet. Anschließend wird die Wohnform des gemeinschaftlichen Wohnprojekts vorgestellt und deren Besonderheit im Um- bzw. Bezug herausgearbeitet. Ausgehend davon interessiert auch, inwiefern der Umzug in ein gemeinschaftliches Wohnprojekt als Übergang gesehen werden kann. Hierzu werden übergangstheoretische Perspektiven herangezogen. Der *zweite* Teil der Arbeit widmet sich der Ableitung und Formulierung von Forschungsfragen und Hypothesen sowie der Darstellung des Rahmenmodells dieser Arbeit. Im *dritten* Teil der Arbeit werden die

Methoden der durchgeführten Studie dargelegt. Diese umfassen die Beschreibung des Vorgehens, der Stichprobe, der Instrumente sowie der geplanten Auswertung. Der *vierte* Teil umfasst die Darstellung der Ergebnisse: zunächst deskriptiv, anschließend beziehend auf die zuvor formulierten Fragenkomplexe in Kombination von quantitativen und qualitativen Befunden. Zuletzt – im *fünften* Teil – schließt die Diskussion mit einer Zusammenfassung und Interpretation der Ergebnisse sowie der Formulierung praktischer Implikationen, Grenzen der Studie und weiterer Forschungsbedarfe die Arbeit ab.